

# Jochem Steiner [Fortsetzung]

Autor(en): **Roelli, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **17 (1913)**

Heft [5]

PDF erstellt am: **11.09.2024**

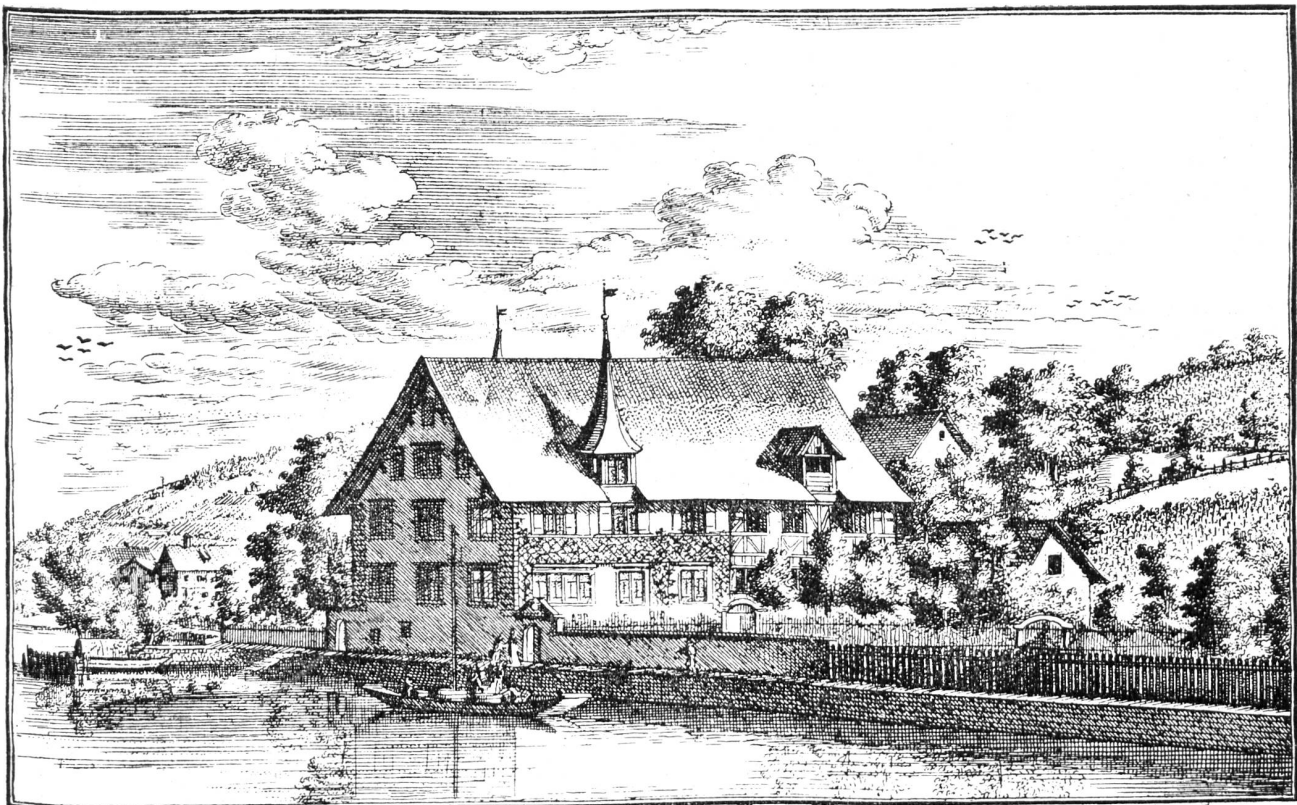
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587572>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



*der Trauben-Berg ein Lusthaus J. Gnaden Hrn. Hrn. Burgermeister J. Jacob Fischers.  
Dedie par son freshumble et tres oberissant Serviteur Jean Melchior fisch. pe. grav.*

Aus Alex. Rüsch und Heinr. Bruppacher, Das alte Solikon (nach Joh. Melchior Fischli, 1677—1736).

zur Prophetengröße empor, wenn es mit unbeirrter Sicherheit in einer ganz bestimmten Richtung lief und von irgend einem Baume mit dem ersten Griff eine prachtvolle Aprikose holte. Und wenn es seine Früchte verteilte, so tat es dies mit der selbstverständlichen Großartigkeit des unerschöpflichen Reichtums und zugleich mit jenem Künstlerblick, der sagte: „Dieser Apfel ist etwas, was so nur einmal vorkommt!“ Mit Worten sprach Tuli das nie aus, aber ein Apfel aus ihrer Hand war nicht, was ein Apfel beim Gemüsehändler ist: man betrachtete ihn mit ehrfürchtiger Scheu und genoss ihn nicht nur mit dem materialistischen Gaumen, sondern mit dem ganzen Wesen des dankbar-verständnisvollen Jüngers... Liegt nicht in diesem künstlerischen Unterton der ganze Reiz, den der Traubenberg damals für mich hatte und heute noch hat? Wenn Künstlertum nichts anderes ist als liebendes Schaffen, dann

gewiß. Ich erinnere mich deutlich, daß Better Meyer recht rauhe Hände hatte, daß das Tuli überaus unmodern und unelegant angezogen war und daß die Kinder frische derbe Landkinder waren, mit denen man allen möglichen Ansturm treiben konnte. Auch standen mir die materiellen Genüsse doch nicht so hoch, daß sie meine ganze Liebe hätten erklären können. Was mich am Traubenberg anzog, war etwas, das ich nicht anders zu bezeichnen wußte als mit dem Worte: gemütlich. Gemütlich war das Haus, gemütlich die Menschen drin und gemütlich alles, was drum und dran hing. Viel später erst wußte ich, daß ich eigentlich hätte sagen sollen: „schön“. Schön zwar nicht gerade nach dem Warenhausbegriff, sondern eher so, wie es einer sagt, der staunend auch vor einem alten Gesicht stehen kann, in dem die Linien, die ein reiches großes Leben schrieb, alle Jugendglätte hoffnungslos verrunzelt haben.

(Schluß folgt).

## Johann Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

17.

Nachdruck verboten.

Professor Fricker spricht über die Romantiker. Das sind meine liebsten Stunden. Er versteht es, jeden Dichter in seiner Eigenart herauszupaden und vor einen hinzustellen, daß man meinen könnte, die leiblichen Dichtermenschen vor sich zu sehen und sprechen zu hören. Vor jedem Vortrag pußt der Gelehrte seine goldene Brille mit einem rotgeränderten Taschentuch, klemmt sie bedächtig zwischen dem Nasengrat ein, schiebt schwarze Zeltchen in den Mund, öffnet ein Fenster, schaut in den Schulpark hinunter, dreht sich dann um, reibt sich die Hände und sagt bedächtig: „Meine Damen, meine Herren!“ Die Vorlesungen von Professor Loppner besuche ich immer

noch, obwohl ich mit seinen philosophischen Lehren nicht mehr Schritt halten kann. In den ersten Stunden zeigte ich Lerneifer und Verständnis für diese Vorträge. Aber das Verhängnis kam. Es war an einem Spätnachmittag. Vögel piepsten zu den offenen Fenstern herein. Die Abendsonne malte goldene, zitternde Bilder an die leeren Wände. Ueber dem Berlinger Berg brannte ein ungeheures Feuer; aber langsam krochen blaue Schatten zu dem Feuer hin und erstickten es. Graue Nebel stiegen von der Stadt auf und zerrammen. Silber senkte sich in den See. Dann kam eine große Stille. Professor Loppner sprach Wort für Wort:

„Tritt diese Reaktion im Denken des Menschen auf, läßt sich das Fühlen von Geschehnissen, die im Erinnern selbst ein Erleben zeitigten, nicht mehr verkennen, so ...“

Ich sammle nach. Was mochten diese Worte bedeuten? Ich suchte sie mir zu erklären. Der Berlinger Berg wurde weich von den dicken blauen Schatten, die ihn deckten. Das Silber sank tiefer in das Seewasser hinab und glänzte kaum noch. Die Stadt schaute müde aus. Die goldenen zitternden Sonnenlichter zerrannen ... Am Katheder stand der schwarzgewandete Lehrer, er hob sich schlecht aus dem schwarzen Tafelhintergrund heraus. Allerlei Menschen saßen in den Bänken, brüteten vor sich hin oder schrieben fieberhaft. Seltsame Menschen. Da war eine ältere Frau. Sie hatte den Hals mit einem Pelztragen verschmückt. Vielleicht sah die Frau vor lauter Sinnieren den warmen goldenen Frühling nicht. Arme Frau! Neben mir war einer mit einem todbleichen hagern Gesicht. Seine Mundwinkel zuckten von Zeit zu Zeit. Seine Augen saßen tief innen. Sie starrten nach dem Vortragenden hin. Ein anderer hatte einen purpurroten Kopf, neigte ihn vornüber und schrieb und schrieb und blickte nie auf. Ich hatte das Gefühl, unter Menschen zu sitzen, die in ihrer Gedankenarbeit erkranken könnten ...

Privatdozent Walter spricht über die neuere deutsche Literatur. Ich habe ihm meine Gedichte zugesandt und eine Kritik erbeten. Herr Walter ist Dichter. Er hat einen Löwenkopf. Er bewegt die Hände wie ein Schauspieler. Seine Haare flattern. Seine Augen sind feurig, seine Worte auch. Er trägt keinen Kragen, dafür eine schwarze seidene Schleife, die er kunstvoll um den Hals zu drehen weiß. Eine scharfe Nase und eine hohe schöne Stirne prägen das Gesicht. Er ist ein Dichter. Viele junge Damen lauschen seinen Worten. Sie bewundern ihn. Sie vergöttern ihn. Dichter Walter fühlt das. Er schreibt nicht nur, er empfindet auch wie ein Dichter. Er lächelt. Goldplombierte Zähne blitzen. Er streicht mit der weißen Hand über den gepflegten Bart und gibt seinem Gesicht einen sinnenden Ausdruck, indem er die Augen auf dem gegenüberhängenden Wandbild ruhen läßt. „O Edith, sieh, der schöne Mensch!“ höre ich irgendwo flüstern. Und ich merke das Entzücken selbst aus den leise gesprochenen Worten heraus. Ich komme mir klein vor neben diesem großen Poeten. Ich bin fast traurig. Ich stecke zu tief in der bäurischen Derbheit. Eine gewisse notwendige Schmiegsamkeit fehlt mir. Darum sind wir Bauern bei den Städtern schlecht angeschrieben. Sie riechen nur den Stallduft aus uns heraus, aber nicht den wackern guten Menschen ...

Es klingelt. Der Dozent schließt seinen Vortrag. Ich dränge der Türe zu. Der Dichter bemerkt mich und winkt.

„Wenn ich nicht irre, habe ich jetzt das Vergnügen, Sie persönlich kennen zu lernen? Jochem Steiner, nicht wahr?“

Ich möchte Sie näher kennen lernen. Ich bitte Sie morgen zum Bieruhrtee. Sie schlagen doch ein?“

„Gewiß, sehr gerne, Herr Doktor, ich danke Ihnen!“

„Also, junger Mann, auf morgen!“

Ein gönnerhaftes Lächeln umspielt seine Züge.

Ich schlendere gemächlich durch die Straßen und denke an den morgigen Nachmittag.

Ich werde eine gewisse Angst nicht los.

Georg gratuliert mir: „Daß er dich empfängt, ist eine Ehre!“

Der Dichter Walter wohnt in einem hohen geräumigen Hause an der Vinusstraße. Ich läute. Ein Dienstmädchen öffnet. Es trägt eine weiße Schürze und ein weißes Häubchen.

„Ich möchte gerne Herrn Doktor sprechen.“

„Darf ich um Ihre Karte bitten?“

„Eine Karte habe ich nicht,“ brumme ich überrascht.

„Marie, führen Sie den jungen Mann in das blaue Zimmer; er ist angemeldet!“ tönt von irgendwoher die klangvolle Stimme des Dichters. Das Dienstmädchen komplimentiert mich in das blaue Zimmer hinein.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ Die Türe schließt sich geräuschlos.

Das blaue Zimmer. Gut gesagt. Ich sehe blaue Tapeten, blaue Landschaftsbilder in weißen Rahmen, blaue, riesenhafte Schlafdiwane, ein Duzend blaue Kissen in malerischer — dichterischer Unordnung, ein sonderbar geformtes Tischchen mit herabwallendem blauem Ueberwurf, blaue samtene Vorhänge, Kornblumen in kristallener Vase ... Herr Walter ist Dichter und Träumer; die Ausstattung des blauen Zimmers würde allein schon den Beweis dafür erbringen. Ich fühle mich zwar in diesem Dichterheim nicht behaglich. Das Lichtblau der Natur gefällt mir besser als dieses erkünstelte matte Blau ...

Eine Flügeltüre teilt sich. Der Dichter steht unter dem Türrahmen, angetan mit einem samtenen, ebenfalls blauen Schlafrock mit goldener Quaste. Herr Walter nickt mir wohlwollend zu und sagt: „So, junger Mann, wie geht's? Gut? Nun, setzen wir uns! Sie rauchen doch!“

Der Gewaltige klingelt.

„Marie, bringen Sie uns Zigaretten!“

Kurzes Stillschweigen.

„So, darf ich bitten! Hier Zündholz und Aschenbecher!“

Herr Walter zündet sich eine Zigarette an, streckt sich auf dem größten Diwan aus, knöpft den Schlafrock auf und schlägt die Beine übereinander.

„So, junger Mann, erzählen Sie mir einmal von Ihrer Heimat und Jugendzeit! Das gehört dazu, wenn ich Sie richtig beurteilen soll!“

(Fortsetzung folgt).

## Ein wiedergefundenes Damenbildnis von Karl Stauffer.

Zu unserer zweiten Kunstbeilage.

Das in unserer zweiten Kunstbeilage wiedergegebene Damenbildnis von Karl Stauffer-Bern ist bis jetzt kaum in der Öffentlichkeit bekannt gewesen. Der Dreißigjährige hat es gemalt, als er gerade seine Studienzeit in München abgeschlossen hatte, um in Berlin sich auf eigene Füße zu stellen. Auf dem Wege dorthin, im Herbst 1880, während eines Aufenthaltes in Dresden, entledigte er sich, neben beglücktem Kopieren der Van Dyck und Velasquez in der Galerie, zweier Porträtaufträge und in der Folge auch dieses dritten der Gräfin Smirnow (oder Smyrnov). Obschon er das Bild unbezeichnet ließ, ist es doch mit großer Sorgfalt ausgeführt, in der Zeichnung sicher und elegant, in der

Modellierung bis in die kleinste Form getrieben. So unterstrich er kräftig das Doppelkinn dieses schmalen, nicht mehr ganz jugendlichen Kopfes und verschwieg auch nicht die Falte, die sich zwischen Wange und Hals gelegt hatte. Eine kleine Stelle am Hals zeigte eine Uebermalung (ein Collier), die jetzt vom Basler Museumsrestaurator entfernt worden ist. Haltung und Tönung des Ganzen verraten die Vertrautheit mit den alten Meistern, wie sie sich der junge Stauffer in der Dieß-Böfßhschule bis zu so erstaunlicher Reife der Maché erwarb, und man begreift auch angesichts dieses Porträts, daß sich bald danach in Berlin der Erfolg sensationell an seine Ferfen heftete.

E. C.